

Eleonora

Es ist, was es ist, eine verblasste Erinnerung an ein Ereignis, das sich doch tief in meinem Unterbewusstsein eingenistet hat, und das damals zu einigen Verschiebungen in meinem Selbstverständnis führte, was immerhin daraufhin deutet, dass Gewaltiges passiert sein musste: Eine Erinnerung an jene eine Nacht vor gut einem Viertel Jahrhundert, in der ich beinahe das Zeitliche gesegnet hätte.

In letzter Zeit holt mich diese Erinnerung – weswegen weiss ich nicht – immer wieder ein. Im Zentrum steht dabei die quasi Meditation über verschiedene Themen über mich und ›die Welt‹, die mir in dieser Nacht so scharfsinnig gedacht wie nie zuvor erschienen; aber besonders jene aussergewöhnlich bizarre Begegnung, die den Dreh- und Angelpunkt dieser Meditation bildete und deren Emotionalität ich heute noch abrufen kann. In der Hoffnung, dem Geheimnis dieses Ereignisses wieder etwas auf die Spur zu kommen, will ich es hier wahrhaft nacherzählen und wenigstens ein paar der Einsichten jener konzentrierten Achtsamkeit festhalten.

Es war anfangs September, ein herrlicher Spätsommertag. Eigentlich wollte ich nur noch etwas die Sonne geniessen. Einer spontanen Eingebung folgend begab ich mich auf eine Wanderung auf meinen Lieblingsberg. Ich hatte diese Route schon einige Male gemacht und kannte mich bestens aus. Trotzdem war es unvernünftig, mich alleine auf den Weg zu machen, ohne jemandem Bescheid zu sagen. Ich war dann auch viel zu spät dran. Irgendwann registrierte ich, dass mir schon eine Weile keine Menschen mehr begegnet sind. Die Sonne schickte sich schon an, hinter den Horizont zu versinken, und die Station der Bergbahn, die mich wieder ins Tal zurückbringen sollte, war immer noch nicht in Sichtweite. Ich stellte mich schon ein, die Nacht im Freien verbringen zu müssen, falls ich die letzte Talfahrt verpasse; wenigstens herrschten aussergewöhnlich milde Temperaturen. Gleichwohl beeilte ich mich, obwohl ich längst am Limit lief.

Dann, gut zweihundert Meter Luftlinie von der Bergstation und dem Gasthaus entfernt, topographisch aber gut versteckt, ohne Sicht- und Hörkontakt, ging auf einmal nichts mehr. Ich sackte zusammen und verlor für eine ganze Weile das Bewusstsein.

Als ich wieder einigermaßen zu mir kam, war es schon dunkle Nacht. Ich lag auf der Erde, immer noch so, wie ich offenbar gefallen war, ausserstande mich zu regen oder zu bewegen. Ich versuchte herauszufinden, was mit mir war. Ich registrierte eine flache Atmung, schaffte es aber nicht, tiefer ein- und auszuatmen; es schien, als ob sich meine Brust zusammengezogen hätte. Und ich konnte meinem Herzschlag nicht folgen. Mein Herz schien zu stottern und Pause zu machen.

Mir war durchaus bewusst, dass mein Leben auf Messers Schneide stand.

»So, wie das Überleben der ganzen Menschheit auch.«

meinte ich eine weibliche Stimme sagen hören.

Aber ich redete mir ein, dieser scheinbare Zwischenruf sei doch wohl nur ein Echo auf das Thema, über das ich auf meiner Wanderung den ganzen Nachmittag schon nachgedacht hatte.

Erst allmählich glaubte ich doch zu spüren, dass da tatsächliche jemand in meiner Nähe sein musste. Ich wollte auf mich aufmerksam machen und versuchte zu rufen, ist da jemand, aber meine Stimme versagte. Selbst ich vernahm keinen Ton. Trotzdem wurde ich offenbar gehört.

»Ich bin Eleonora. Ich bin gekommen, um dir beizustehen. Du musst es nur zulassen.«

So werden wir Menschen also abgeholt, wenn das Leben zu Ende geht, schoss es mir durch den Kopf; nun also ist es soweit.

Mir war in diesem Moment deutlich bewusst, dass es sich hier um mein Lebensende handeln könnte und ich womöglich im Sterben liege. Trotzdem kam keine Panik auf, im Gegenteil: Zu meiner Überraschung stellte sich innerlich eine noch nie erlebte Ruhe und Friedlichkeit ein, die mir einen grosszügigen Ort für tiefgründige Gedanken erschliessen sollten. Mir kam das sehr zupass, hatte ich mir doch seit frühester Kindheit schon angewöhnt, in meine Denkwelt abzutauchen, wann immer ich psychischen Stress hatte oder in emotionaler Bedrängnis war: Mich abgeschottet mit komplexen Fragestellungen auseinanderzusetzen, gehörte schon immer zu meinen Überlebensstrategien.

Vorerst überkam mich aber ein Empfinden, also ob ich über der ganzen Szenerie schwebte. Ich erkannte meinen Körper, das Medium all meines Fühlens, Denkens, Wollens und Handelns, regungslos am Boden liegen, und daneben Eleonora, meine Anima, die sich kümmerte, und über uns den klaren Himmel voll glitzernder Sterne, von keiner künstlichen Lichtquelle gestört.

Eleonora trug ein bodenlanges Gewand aus schwerem – vielleicht bordeauxrotem oder tanngrünem – Stoff. Darüber einen dunklen Umhang mit einer übergrossen Kapuze, die ihr offen getragenes Haar auffing. An ihrem Gurt hingen verschiedene kleine Beutelchen und allerlei Werkzeug. Kurz, ich sah eine ›weise‹ Frau, eine Heilerin, wie ich sie mir seit Kindertagen vorstellte, wie sie ihr altes Wissen einsetzt, um Menschen zu helfen und an einer gerechten und fürsorglichen Gesellschaft mitzuwirken.

Vor dem Sterben hatte ich keine Angst, hatte ich noch nie, selbst als es auch schon das eine oder andere Mal brenzlich wurde. Auf das Geschehen des Sterbens selbst war ich hingegen vollkommen unvorbereitet. So wurde ich unversehens neugierig zu erfahren, wie denn *mein* Sterbeprozess vonstattengehen wird. Allerdings wurde ich gewahr, wohl doch noch nicht ganz bereit zu sein, denn ich hätte vorgehabt, ein paar wichtige Dinge in der zwischenmenschlichen Welt noch zu erledigen. Es war Eleonoras Aufforderung, ihren Beistand einfach anzunehmen, der mich ermutigte. Den Gedanken der Begleitung nahm ich jedenfalls dankbar an.

Eleonora half mir geduldig, eine bequemere Position zu finden, indem sie mich soweit aufrichtete, dass ich an einen Felsen gelehnt zu liegen kam. Danach kniete sie sich neben mich und setzte sich dann auf ihre Fersen. Sie nahm meine linke Hand und legte sie auf ihre Knie, die in dieser Sitzposition wie ein kleines straffes Kissen wirkten. Dann betrachtete sie konzentriert meine offene Handfläche.

I

Bei so viel des Umsorgens fragte ich mich, wie es wohl kommt, dass mir eine Fremde – zumal mitten in der Nacht – beisteht, einfach so?

»Anderen zu helfen ist ein soziales Bedürfnis.«

Diese Antwort führte mich direkt an einen wohlvertrauten Ort in meiner Gedankenwelt. Dort konnte ich mein Verständnis über zielgerichtetes Helfen ohne weiteres räumlich collagieren und mich ein bisschen darin herumtreiben. Über einen Übergang kam ich dann sogar noch zu handlungstheoretischen Sequenzen. Dabei entdeckte ich Parallelen zwischen der Art, wie Eleonora mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln half, und der Art, wie Fachpersonen helfender Berufe anderen Menschen helfen.

Mir tat es einfach gut und es war – entgegen meiner physischen Zwangslage – ein belebendes Gefühl, all diese internalisierten Gedanken so hindernislos dahinfliesen zu erleben. Es war mir nicht bewusst und folglich auch nicht von mir gesteuert, dass dieses konzentrierte Nachdenken jeglichen allfälligen Drang, mich zu regen, unterband. Meine Kardiologin wird mir später bestätigen, dass meine Überlebensstrategie optimal gewesen sei. Indem ich ruhig liegen geblieben sei und nicht versucht hätte, mich

mit den allerletzten Energiereserven aufzurappeln und um Hilfe zu kümmern, sei mein Herz in der Schonhaltung, mein Gehirn aber im Schutzmodus geblieben. Wäre ich in Stress geraten, wäre meine Muskulatur aktiviert worden, und das hätte böse enden können. Aber wie gesagt, mir war wohl in meiner Denk-Oase und auch Eleonora war in ihrem bevorzugten Element. So haben wir uns gegenseitig gut ergänzt.

In meinem Gedankenrundgang zum zielgerichteten Helfen kam ich schliesslich am handlungstheoretischen Modell ›sehen-urteilen-handeln‹ vorbei. Ob Eleonora, erwog ich, diesen Dreischritt, der im ersten Jh. unserer Zeitrechnung schon von Lukas in seiner berühmten Parabel des barmherzigen Samariters beschrieben, und dann im 19. Jh. insbesondere von der gewerkschaftlichen Christlichsozialen Arbeiterbewegung explizit angewendet wurde, und jetzt zum Repertoire einer allgemeinen normativen Handlungstheorie gehört, möglicherweise kennt? Ihre Antwort kam prompt:

»Zielgerichtet helfendes Handeln ist keine Frage einer Epoche oder eines bestimmten kulturellen Erbes. Es liegt immer schon in der Menschheit selbst begründet.«

Dieser Einwurf von Eleonora war ein Volltreffer. Ich konnte weiterknüpfen: Fachliches Helfen ist also zunächst eine *natürliche* und dann eine *kulturelle* Kompetenz von uns Menschen. Und Ersteres bedeutet: Methodisch korrektes zielgerichtetes Handeln wird schon gegen 500'000 Jahre lang praktiziert, denn so alt ist die Menschheit ungefähr.

Aber dann fand ich doch einen Einwand: Seit mindestens 5'000 Jahren, seit der neolithischen Revolution, musste der Menschheit diese angeblich natürliche humanistische Praxis immer mal wieder in Erinnerung gerufen werden, z.B. eben von Lukas, und bis heute als Kulturtechnik eigens gelehrt und gelernt werden. Also internalisiert in die menschliche Natur ist es offenbar nicht, oder dann nicht mehr.

Doch Eleonora ging auf meinen Einwand nicht ein. Es schien, als würde sie ›sehend‹, jedenfalls hoch konzentriert, Einsicht in meine noch vorhandene Lebenskraft nehmen. Mir blieb das angenehme Empfinden, in Obhut zu sein und Zeit zu haben, einfach den eigenen Gedanken nachhängen zu dürfen, ohne sie hinterfragen zu müssen.

An diesem Punkt hielt ich es jedoch für folgerichtig, dass auch ich – wie im Metier des Helfens – die Betrachtungsweise wechseln sollte, weg von meiner aktuellen Situation, hin auf mein Menschsein generell. Auch Eleonora schien sich tatsächlich nicht um die akuten Verhältnisse rund um die Szenerie zu kümmern, sondern ganz konkret um mein körperhaftes Wesen. Also fragte ich mich: Wer – oder vielmehr – was bin ich denn, dass ausgerechnet mir solche Hilfe und Dienstbarkeit angetragen wird?

II

Die Antwort kam diesmal sofort:

»Du bist eine ›menschliche Person‹! Diese Tatsache ist das Motiv der Hilfe.«

Nun war ich irgendwie doch etwas verwirrt. Vielleicht hatte ich insgeheim erwartet, die Begründung liege darin, dass ich ein ›Mensch‹ sei. Dann hätte ich fragen können, was denn ein Mensch ›ist‹. Und ich hätte den anthropologischen Faden von vorhin einfach weiterspinnen können. Aber eine ›menschliche Person‹?

Doch auf diese Nachfrage bekam ich wieder keine Antwort. Eleonora war fokussiert auf ihre Aufgabe. Ich stellte mir vor, dass sie nicht einfach nur meine offene Handfläche betrachtete, sondern dass sie etwas darin sah, was uns Unkundigen verborgen bleibt. Dafür konnte *ich* förmlich sehen, wie sich bei ihr – durch ihre Betrachtung – ein spezifisches Wissen über meine Situation aufbaute, welches sie dann auch würde beurteilen können.

Dies festigte mein Vertrauen in ihre Heilkunst, und ich wendete mich schnell wieder meinen Denkstrategien zu: Ich fragte mich, weshalb sich Eleonora ausgerechnet für den Begriff ›Person‹ entschied. Natürlich war das keine Frage, die geeignet gewesen wäre, irgendwelche gesicherten Erkenntnisse zu finden; es blieb bei Spekulationen, mit denen ich erwog, ob ich Eleonora richtig interpretiere. Aber ich bekam – was mich in diesem Fall nicht wirklich überraschte – wieder keine Antwort. Womöglich bemerkte sie, dass ich sie – um sie mir begreifbarer zu machen – einer bestimmten Schule zuzuordnen versuchte. Aber sie liess sich nicht schubladisieren, nicht jetzt und auch später nie.

Wie auch immer, jedenfalls verfolgte ich diese Spur dann nicht weiter. Meine offene Hand lag immer noch auf Eleonoras Knien gebettet, aber offensichtlich hatte sie ihre Analyse beendet, zumindest strich sie meine mit ihrer Hand aus, die sie danach abschüttelte. Und ich musste einen anderen Anschluss wählen. Mit dem wollte ich nun aber das ›Menschsein‹ klarer ergründen können. Deshalb wählte ich die Hypothese, dass für Eleonora das *Person-Sein* ein charakteristisches, womöglich sogar das zentrale Merkmal des *Mensch-Seins* ist. Falls diese Hypothese zuträfe, wäre das für die Erforschung der Idee des Menschseins immerhin sehr aufschlussreich.

Dann, als ich *mein* Verständnis, wonach es beim Begriff ›Person‹ zunächst um *Interaktion* geht – nicht nur um die externe, sondern auch um die interne Interaktion –, zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen setzte, überschlugen sich auf einmal meine Gedanken.

Denn in Bezug auf die interne Interaktion geht es um ›Integrität‹ und in Bezug auf die externe Interaktion um ›Gemeinschaftlichkeit‹. Und die Interdependenz beider Bezüge würde dann den Begriff ›Person‹, und damit dann auch das ›Menschsein‹ konzipieren.

Damit wäre zumindest *ein* zentraler Aspekt des Menschseins fulminant gesetzt: Eine wesentliche Charakteristik des Menschseins ist – allein aus der Tatsache, eine Person zu sein und folglich ›Integrität‹ zu verkörpern – unsere ›Gemeinschaftlichkeit‹.

Und mit diesem Gedankengang wurde mir mit einem Mal offenbar, dass ich selbst jetzt, in meiner prekären Situation, *nicht allein* bin. Eine ›menschliche Person‹ ist aufgrund ihrer Disposition ›Gemeinschaftlichkeit‹ nie allein! Vielleicht ist auch sie mal *einsam*, aber nie *allein*. Das heisst: Ich bin auch jetzt in dieser schicksalhaften Nacht immer in der Gemeinschaftlichkeit mit Anderen aufgehoben.

Und wie sich beim Bach nach mehrfachen gischenden Wasserfällen auf einmal ein stiller See auftut, lag der Gedanke vor mir: ›Personalität‹ und ›Sozialität‹, ›Person‹ und ›Zwischenmenschlichkeit‹ sind die beiden Seiten der einen Medaille.

Ich hatte eine Denkperle gefunden. Und bei meiner Überlebensstrategie des Abtauchens in meine Denkwelt geht es genau darum: Ich lege Denkperlen frei, die ich dann, wann immer ich will, wieder begutachten kann.

Anscheinend wurde auch Eleonora fündig. Über die Bewertung des Ergebnisses ihrer Handanalyse schien sie zu einer Handlungsstrategie gekommen zu sein. Jedenfalls legte sie, nach dem Abschütteln auch ihrer rechten Hand, die Kuppen ihrer drei mittleren Finger ganz locker und mit kleinen Abständen auf meine Schlagader unter dem Handgelenk. Ihr Tasten war achtsam und ruhig. Mit allen Fingern zugleich wendete sie nacheinander unterschiedliche Druckstärken an, um meinen Puls heilkundig zu befühlen.

Währenddessen wollte ich mich dem Nachdenken über mein ›Menschsein‹ zuwenden. Das fühlte sich auf einmal sehr spannend an. Seltsam fand ich nur, dass ich nicht schon viel früher darüber nachgedacht habe, Gelegenheiten hätte es genügend gegeben. Warum gerade jetzt, wo es augenscheinlich am Ende ist? Scheinbar ist es für sowas nie zu spät, aber oft zu früh, philosophierte ich. Jedenfalls hatte ich nun genügend Zeit, Gedanken, Hypothesen und Antworten zur Frage des Menschseins zu sammeln.

III

Mein erst bester Gedanke zur Frage, was es heisst, Mensch zu sein, widerspiegelte, was meiner aktuellen Situation auf meinem Lieblingsberg zu entsprechen schien: eine geradezu galaktische Leere. Ich bin ein einzelnes Exemplar der einzigen noch übrig gebliebenen Art der ansonsten ausgestorbenen Gattung Homo, zu der einst mindestens noch ein halbes Dutzend andere Hominini-Arten gehörten.

»Menschen sind wesentlich Teil der vielfältigen Lebensgemeinschaft der Mutter Erde.«

Diese Hilfe zur richtigen Zeit kam der Wahrheit sicher schon sehr viel näher: Wir Menschen sind am Leben beteiligt, inmitten von Leben, das Leben will. Wir sind Beteiligte an einem Ökosystem, lebende Systeme, genau genommen sogar selbst Ökosysteme, also Organismen. Und alles, was Organismen anbelangt, gilt folglich auch für uns Menschen. Wir werden geboren und wir sterben; dazwischen durchlaufen wir verschiedene Lebensprozesse innerhalb eines eigenen Entwicklungsverlaufs.

Auch das Sterben ist ein solcher Prozess, stellte ich ruhig, ja geradezu gellassen fest, er gehört zwingend zum Leben dazu, macht es voll. Schon als Kind faszinierte mich dieser Gedanke, an den mich meine Grossmutter herangeführt hat: Ohne Leben, kein Tod, aber eben auch: Ohne Tod, kein Leben. Später vertieften wir dann gemeinsam diese Zusammenhänge.

Unsere je individuelle Entwicklung, also unsere ›Ontogenese‹, lernte ich später, ist zum einen von unserer Sozialisation, die wir während einer überdurchschnittlich langen Kindheit erleben, abhängig, und ist zum andern auch von unserer Kultur, in der wir aufwachsen, geprägt. Weit prägender auf jede/n von uns ist aber unsere ›Phylogenese‹, die evolutionäre Geschichte der ganzen Menschheit, die Entwicklung der Menschen, so, wie wir sie heute kennen, die – ohne, dass es dafür einen eindeutigen Anfang gegeben hätte – wohl seit ungefähr 500'000 Jahren im Gange ist. In dieser langen Zeit hat sich diejenige Natur von uns ausgebildet, die jede und jeder von uns bei der Geburt mitbringt. Keine/r von uns kommt voraussetzungslos auf die Welt.

Jetzt war ich so richtig in der Thematik drin. Mich beschäftigte schon als Kind lange, dass unser Leben zwar mit absoluten Eckdaten als das ›Zeitliche‹ inmitten des ›Nichts‹ gekennzeichnet wird – geboren am / gestorben am –, dass unsere Geburt aber dennoch eine sehr, sehr lange Vorgeschichte hat. Die biologische, psychische und soziale Korrelation unserer Eltern, Gross- und Urgrosseltern ist da eine vergleichsweise nur sehr, sehr kurze, wenn auch hoch komplexe und massgebende Episode dieser Vorgeschichte. Irritierend für mich war stets, dass sich die ›Erwachsenen‹ über dieses ›davor‹ keine Gedanken zu machen schienen, dafür umso mehr über das vermeintliche ›danach‹ spekulierten.

Als Jugendlicher versuchte ich mit meiner Beobachtung klar zu kommen, wonach sich augenscheinlich niemand ernsthaft damit beschäftigte, dass sie selbst kein ›danach‹ erwarten wird, sie mit ihrem ›jetzt‹ aber das ›davor‹ künftiger Generationen sind, deren existenziellen und umweltbezogenen Bedingungen sie in grossem Ausmass festlegen. Besonders störend empfand ich damals, dass sich viele sogar so verhalten, als habe es nach ihrem Ableben auch gar nichts mehr zu geben.

IV

Immer noch lagen Eleonoras drei mittleren Finger mit kleinen Abständen auf meiner Schlagader unter dem Handgelenk. Doch sie wechselte nun die Technik und drückte nicht mehr mit allen Fingern gleich stark, sondern begann damit, mit jedem Finger getrennt in unterschiedlicher Stärke zu drücken. Es fühlte sich fast so an, als bespielte sie rhythmisch, wie bei einem Musikinstrument, meine Ader. Und sie begleitete diesen Wechsel mit der Feststellung:

»Die Natur der Menschen ist uns evolutionär allen gleich gewachsen. Sie ist genetisch festgelegt und universell verbreitet.«

Mich überraschte nicht, dass Eleonora meine Skizze zum Menschsein so auf den Punkt brachte; die grundlegende Natur der Menschen zu sehen, gehört wohl zum uralten weisen Wissens. Aber mit ihrer Klarstellung wurde mir bewusst, was mir ehrlich gesagt auch heute noch etwas Kummer macht: Wir alle haben in unserer Natur eine ganze Reihe von hoch problematischen Charakterzügen und Eigenschaften, die genetisch genauso festgelegt und universell vorhanden sind, wie die einwandfreien; sie gehören auch zu unserer Natur. Sie sind zum Teil so gravierend, dass es schon an ein Wunder grenzt, dass unsere Art die ersten 500'000 Jahre ihrer Entwicklung überhaupt überlebt hat.

Denn einige davon bergen sogar das Potential, unsere eigene Spezies und darüber hinaus andere und anderes ohne weiteres auszulöschen. Ja es scheint aktuell nicht einmal abwegig, die Menschheit in einer selbstverschuldeten Agonie zu wähen.

Mit Eleonoras Rhythmik an meinem Handgelenk kam jedoch so etwas wie ein Gefühl von Harmonie auf, und ich fragte: Wie war es möglich, dass während 99 Prozent der menschlichen Evolution, also bis zur neolithischen Revolution, die unangenehmen Eigenschaften der Menschen – trotz ihres gefährlichen Potentials – offensichtlich nicht für sonderliche Schwierigkeiten sorgten? Denn in der richtigen Antwort zu dieser Frage müsste dann ja auch der Schlüssel für das Überleben der Menschheit im evolutionsgeschichtlich gegenwärtigen Ausnahmezustand liegen.

Aber Eleonora sagte nichts, also gab ich mir selbst zur Antwort: Der Grund liegt wohl darin, dass unsere Vorfahren in dieser sehr langen Zeit als ständig umherziehende, Kleintiere jagende und Früchte sammelnde Gesellschaften, zum einen keine Möglichkeit hatten, Eigentum zu bilden und anzuhäufen, was die Gefährdungslage sozialer Ungleichheit klein hielt, zum andern wohl eine gut funktionierende soziale Kontrolle kannten. So konnten die Menschen ihre dunkle Seite weitgehend im Griff halten.

Diese Antwort hatte allerdings auch etwas Beunruhigendes an sich, denn die Menschheit lebt aktuell ja nicht mehr in den damalig menschengerechten Verhältnissen. Seit mehr als 5'000 Jahren, d.h. seit gut einem Prozent ihrer Geschichte lebt sie in einer Krisenzeit mit veränderten gesellschaftlichen Spielregeln, die von Herrschaft, Dominanz und Ausbeutung, und in der Folge von sozialer Ungleichheit und ökologischen Krisen bestimmt ist – alles Faktoren, die je einzeln den sicheren Untergang der Jäger- und Sammler-Gesellschaften bedeutet hätten –, und was paradoxerweise von einer rasant steigenden Bevölkerung begleitet wird und gradlinig zur globalen Umweltkatastrophe zu führen scheint.

Auslöser für diese krisenhafte Ausnahmezeit in unserer Evolutionsgeschichte ist die sogenannte neolithische Revolution, die vor gut 10'000 Jahren ihren Anfang nahm und zur Sesshaftigkeit und der Landwirtschaft, und damit zur Erfindung von Privatbesitz und Erbrecht führte. Diese Umstellung liess die Jahrhunderttausende langwährende soziale Kontrolle zusammenbrechen.

In Eleonoras Gesicht bildeten sich mit einem Mal tiefe Sorgenfalten. Unvermittelt begann sie – während sie meinen Puls weiter analysierte – eine soulig melancholische Melodie zu summen. Offenbar versuchte sie, mich zu beruhigen; oder auch, meinen Blutdruck flach zu halten. Was auch immer. Ich lauschte einen Moment lang ihrem Gesang.

Doch schon bald überkam mich gerechte Empörung: Denn in diesem Ausnahmezustand, in dem wir heute nicht mehr in einer menschengerechten Welt leben, kommen nicht nur unsere problematischen Eigenschaften ungehindert zum Vorschein. Ihnen wird auch noch vom – erst mit dem Neolithikum erfundenen – Patriarchat grosszügig Tür und Tor geöffnet. Und die oligarchische Herrschaft nutzt sie seither ungeniert für ihre eigenen Zwecke.

Ich mochte gar nicht darüber nachdenken, was diese androkratische Zwangsläufigkeit noch so alles zum Vorschein zu bringen im Stande ist.

Eleonora verstärkte ihren summenden Gesang; es schien sich um ein Wiegenlied zu handeln, mit dem wohl ängstliche Kinder beruhigt werden sollten.

»Die Menschheit wird sich auch aus den patriarchalen Logiken zu befreien wissen. Auch das liegt in der Natur der Menschen.«

Offen gesagt konnte mich Eleonora damit nicht ganz überzeugen; im Mass meines Lebenshorizonts war ich nicht so optimistisch. Auf den zweiten Blick liess sich vage dann doch etwas erkennen: Die seit 5'000 Jahren stetige Zunahme der Hemmungslosigkeit in Sachen Gier, Übervorteilung, Ausschluss, usw., verliert langsam an Schwung. Immer mehr Herrschaftsstrukturen ermüden, ihre Legitimation bricht nach und nach ein. In immer mehr Bereichen sind Emanzipationsprozesse im Gange, die mal mehr mal weniger Fortschritte erzielen; klar immer auch mal wieder Rückschritte, aber unter dem Strich doch Fortschritte. Wenn auch laufend neue oligarchische, autokratische und populistische Führer auftauchen, die das Rad zurückdrehen wollen, dürfen wir also in unserer Zeit möglicherweise tatsächlich das beginnende Ende dieses evolutionären Intermezzos erleben.

Trotz Eleonoras Hilfe war mir dennoch nicht ganz wohl in meiner Haut. Noch ist nichts überstanden und es könnte immer noch bösen enden. Wir könnten die Kippunkte erreichen, hinter die es kein Zurück mehr gibt. Und mit dem kreativen Lösungspotential geht es immer noch viel zu langsam vorwärts.

Dies habe womöglich damit zu tun, erklärte ich mir, dass es die Menschheit trotz emanzipatorischer Fortschritte irgendwie einfach nicht schafft, sich aus den klebrigen Fängen des privaten Besitztums an monetärem Kapital herauszuwinden. Und das bleibt wohl der härteste Brocken!

Und der kleine, jedoch global agierende Geld-Adel weiss dieses private Besitztum gut zu schützen. Dieser andauernd wirkungsvolle Schutz derer Privilegien ist ein zentraler Grund, weshalb sich soziale Ungleichheit, Diskriminierung und Gewalt, die Unterdrückung der Frauen und Misogynie, sowie Fremdenfeindlichkeit oder der Antisemitismus, etc., so hartnäckig halten können, selbst jetzt, wo die Institutionen, die einst zu deren Legitimation entwickelt wurden – allen voran die Gewalt der Staatsreligionen – am Bröckeln sind. Sie wirken noch heute nach, obwohl schon viel Aufklärung gemacht und Emanzipationsbewegungen am Werk sind, sogar bis in die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte.

In mir kochte langsam mehr und mehr Empörung auf. Eleonora aber hielt dagegen, nicht nur mit ihrem Summen. Sie nutzte nun auch ihre rhythmische Pulsföhlung, um mich wieder mehr in Richtung des rationalen Denkens zu Takten. Jedenfalls lag mir dann mit einem Male klar vor Augen, um was es geht und was zu tun notwendig wäre.

Unsere Vorfahren haben hunderttausende Jahre lang in der Normalität die dunklen Seiten ihrer Natur durch kulturelle Verfahren gut im Griff halten können; ansonsten wären wir längst ausgestorben. Mit dem Ausnahmezustand der letzten 5'000 Jahre ist diese Kontrolle aber zusammengebrochen, und die Menschheit präsentierte sich fortan in einer einzigen, aber facettenreichen strukturellen und körperlichen Unterdrückung grosser Gruppen, gar ganzer Völker, die aufgrund verschiedener Identitätsmerkmale und sozialer Kategorien diskriminiert, marginalisiert und ausgebeutet wurden. Und das wirkt heute noch nach. Denn das, was uns doch nur der kurzzeitige Ausnahmezustand auferlegt, ist uns zur internalisierten Selbstverständlichkeit und zur Normalität geworden. Dazu gehören einige der schwerwiegendsten kulturellen Fehl-Leistungen, wie der Sexismus oder der Rassismus, die einzig deshalb noch bestehen, weil sie den Interessen der patriarchalischen Gesellschaftsstrukturen nützen.

All das müssen wir wieder ändern, und das können wir auch, indem wir positive Aspekte unserer Kultur vernünftig und demokratisch legitimiert einsetzen und zu unserer zweiten Natur werden lassen. Und dazu wiederum braucht es alle: Frauen, Männer, BIPOC, Kinder und alte Menschen, selbst alte weisse Männer.

Bevor wir jedoch unsere naturbedingt dunklen Seiten wieder mit neuen kulturellen Verfahren kontrollieren können, müssen wir erst einmal die Augen öfönnen, genau hinsehen und funktionale Fixierungen

aufgeben sowie für Problemlösungen ›thinking outside the box‹ betreiben. Aber dann: Es wäre zumindest möglich und auch nicht das erste Mal, dass die Menschheit mit konstruktiven kulturellen Leistungen aus einer kritischen Situation herausfindet.

Während Eleonora den Rhythmus des Befühlens meines Pulses sukzessive verlangsamte, überlegte ich mir, was *mir* denn wohl auffiele, wenn ich genau hinsehen würde und welche Lösungen mir vorschwebten. Schnell kam ich auf den Gedanken: Wir heutigen Menschen sollten unverzüglich damit beginnen, uns eine Menschheit realistisch vorzustellen, bei der es kein monetäres Kapital in privaten Besitz mehr gibt, keine Geldwerte von natürlichen Personen abgeschöpft und vererbt werden können, sondern im Kreislauf des privaten und öffentlichen Wirtschaftens bleiben. Und das würde bedeuten, wir müssten über ein neues Recht auf Privateigentum, das keine Ungleichheit zurücklässt, reden.

Oder wir müssten dringend lernen, unsere internalisierten sozialen Einstellungen systematisch zu hinterfragen. Beispielsweise nehmen wir die Tatsache ganz offensichtlich einfach so hin, als wäre sie Bestandteil der Natur der Menschen und gehörte zu unserer Normalität, die sich nicht ändern lassen, dass sich Frauen in unserer Gesellschaft gezwungen sehen, permanent im Hinterkopf zu haben, dass sie vergewaltigbar sind, während die meisten Männer sich diesbezüglich ein Leben lang keine Gedanken zu machen brauchen. Wir könnten dabei erkennen, dass es eben keinen Sexismus gegen Männer gibt und auch diese kulturelle Fehlleistung, die sich direkt gegen die Gleichheit richtet, nur dem Überleben des Patriarchats dient.

Genauso wie das Narrativ der angeblich ›natürlichen‹ Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern, die es seitens der Evolution bei den Menschen schlicht nicht gibt. Die menschliche Natur sieht eine geschlechtsspezifische Rollenteilung nicht vor. Alle Geschlechter können aus vermeintlich naturgegebenen, tatsächlich aber kulturell vorgegebenen Rollen jederzeit ausbrechen und andere Rollen übernehmen, was im Gegensatz dazu selbst unsere nächsten Verwandten unter den Hominiden nicht können. Wir sollten endlich damit beginnen, uns die *Gleichheit* zwischen den Geschlechtern als menschliche Norm vorzustellen, die Verschiedenheit grundsätzlich zulässt, und nicht umgekehrt, wie wir das heute noch tun: Verschiedenheit im Verhältnis zwischen Männern und Frauen als Norm, die – aber nur, wenn es denn gerade passt – auch Gleichheit zulässt.

Langsam, fast unmerklich löste Eleonora schliesslich ihren Griff um mein Handgelenk und legte meine Hand zurück auf meinen Bauch. Dabei liess sie ihre Hand auf meiner liegen und schuf so, Rhizomen gleich, eine sich in mir ausbreitende Verbindung. Eleonoras Gelassenheit übertrug sich auf mich. Und ich fasste Vertrauen in die Menschlichkeit.

Ich sah also durchaus: In der menschlichen Natur liegen tatsächlich Faktoren, die den Optimismus von Eleonora stützen; wir haben Möglichkeiten, uns aus der patriarchalen Logik zu befreien. Zu diesen Möglichkeiten kommen wir durch die herausragenden Fähigkeiten, über die wir Menschen trotz unserer natürlichen Begrenztheit als Organismen verfügen, insbesondere die Fähigkeiten zur Kooperation, zum Spracherwerb, zum Lernen oder zur Bildung besonders komplexer sozialer Systeme; also all das, was uns als Spezies so erfolgreich machte und zu unserem evolutionären Fortschritt beitrug.

Doch dann überfiel mich mit einem Mal eine bleierne Müdigkeit, wie im Traum, wenn ich renne ohne vorwärts zu kommen. Aber ich konnte jetzt doch nicht aufgeben, hämmerte es in meinem Kopf; auch wenn die Situation scheinbar aussichtslos erscheint: Aufgeben ist doch keine Option. Also wollte ich es nochmals versuchen.

Doch Eleonora veränderte die Situation. Sie erhob sich langsam. Dann drehte sie mich an meinen Schultern haltend wieder weg von meinem Felsenkissen, so, dass sie Platz fand, sich erneut, diesmal hinter meinen Kopf, auf ihre Fersen zu setzen. Sie hob meinen Nacken auf ihre Oberschenkel und bettete meinen Kopf in ihren Schoss. Dann berührte sie mit beiden Händen die Seiten meines Kopfes und befühlte analysierend meinen Schläfenpuls.

VI

Trotz meiner beginnenden Mattigkeit nahm ich einen neuen Faden auf. Ausgehend von unseren Fähigkeiten, sinnierte ich über unsere Möglichkeit, unsere Kultur – im Gegensatz zu unserer Natur – ändern zu können. Mir schien das essentiell, weil wir doch noch vielen kulturellen Fehl-Leistungen der Vergangenheit unterworfen sind.

»Die menschliche Natur und die Kultur bilden keinen Gegensatz, sie sind interdependent. Sie haben in ihrer evolutionären Entwicklung nur extrem unterschiedliche Tempi.«

Ich verstand den Einwand von Eleonora durchaus. Vielleicht habe ich ja tatsächlich die Tendenz, den Natur-Aspekt des Menschseins gegenüber seinem Kultur-Aspekt mehr zu gewichten. Immerhin ist die Kultur ja auch nur etwas, was aus der Natur des Menschen heraus entstehen kann. Jedenfalls lässt sich unsere Natur nicht bewerten, unsere Kultur hingegen schon. Und in der menschlichen Evolution war die Kultur immer schon sowohl Segen als auch Fluch zugleich.

Ein besonders eindrückliches Beispiel für eine kulturelle ›Leistung‹ als Fluch ist der Rassismus. Er ist ein deutlich negativ zu bewertender, äusserst menschenverachtender Aspekt des Patriarchats. Unsere Art hat keine Rassen! Die Dauer unserer evolutionären Geschichte ist schlicht zu kurz, als dass sich Rassen auf natürliche Weise hätten ausbilden können. Die Idee menschlicher Rassen ist eine reine Erfindung, die einzig dem Schutz der patriarchalen Privilegien und der Legalisierung deren Mittel diene: der Sklaverei, der Kolonialisierung und der Ausbeutung von Menschen. Das ist ein längst belegter Fakt. Genauso, wie der Rassismus zwischen Volksgemeinschaften und globalen Regionen auf fingierten Grundlagen beruht. Das Einfordern einer abendländischen Vormachtstellung oder die Abwertung der nicht-westlichen Welt, sind sachlich vollkommen ungerechtfertigt und eine groteske kulturelle Absurdität.

Gleichwohl prägt das Narrativ der Rasse und angeblich rassistischer Unterschiede heute noch unsere Welt- und Menschenbilder und ist in Institutionen und gesellschaftlichen Systemen nach wie vor hoch wirksam. Das zeigt, wie tief verankert diese Kultur in uns ist, selbst bei denjenigen, die für die Aufklärung zuständig wären, allen voran die Wissenschaft. Sie ›weiss‹, dass das Menschsein universalistisch und die Spezies eine Einheit ist, und dass Rassismus in einer gerechten Gesellschaft schlicht nichts verloren hat. Trotzdem ist auch im wissenschaftlichen System struktureller Rassismus weitverbreitet – es gibt eben auch keinen Rassismus gegen ›weisse Männer‹.

Oder auch das Narrativ, wir Menschen seien von Natur aus böse und wir bräuchten deshalb eine starke Hand, die uns leitet und uns zum Guten führt, ist eine kulturelle Fehl-Leistung, die einzig der Etablierung, Rechtfertigung und Verschleierung patriarchaler Herrschaft dient. Und es ist schlicht falsch: Wir Menschen sind weder gut noch böse, sondern wir sind frei, Gutes oder Böses zu tun. Wir bedürfen also keiner Herrschaft, die unsere Natur zügelt, auch keiner religiösen, im Gegenteil: unserer Natur widerstrebt die vertikale, hierarchische Anordnung unseresgleichen. Vielmehr bedürfen wir kultureller Techniken, die Herrschaft und Gewalt in unseren Gemeinschaften und Gesellschaften verhindern.

Es schien an diesem Punkt, als wollte Eleonora, dass ich diese Debatte nun verlasse. Jedenfalls gab sie meinen Gedanken, während sie sich weiter auf meinen Schläfenpuls konzentrierte, eine neue Richtung:

»In der Verschiedenheit liegt die Kraft der Gleichen, und in den menschlichen Beziehungen erhebt sich die Verantwortung für das Leben. Das heisst ›Menschsein‹.«

VII

Eleonoras abrupte Unterbrechung war berechtigt; ich sah das ein. Es war gut, dass sie mich drängte, endlich zu einer Schlussfolgerung zu meiner längst nicht abgeschlossenen Gedankensammlung zum Menschsein zu kommen. Ausserdem verschaffte sie mir damit wieder einem kleinen Kräfte-Schub.

Denn auf das Bilanzieren war ich vorbereitet, hatte sich mir doch eine Essenz bereits ergeben, nämlich die scheinbare Dualität, die mich noch Jahre später beschäftigen sollte: Wir Menschen sind sowohl alle *gleich*, als auch je *verschieden*. Gleichheit und Verschiedenheit sind zwei Seiten einer Medaille.

Wir Menschen teilen mit allen anderen Menschen die *gleichen* grundlegenden physiologischen, psychischen und sozialen Merkmale, Eigenschaften und Qualitäten, denn wir sind alle das Ergebnis der gleichen Phylogenese. Wir sind alle gleichartige Organismen, ganzheitliche, lebendige Systeme aus analog zusammenwirkenden und wechselseitig verbundenen Organen mit ihren je spezifischen Funktionen. Dabei wirkt bei uns allen unser Gehirn, unser ›Resonanz- und Beziehungsorgan‹ schlechthin, als Mittler. Diese Funktionen dienen letztlich alle dem Ausgleich von für uns alle übereinstimmenden ›Bedürfnissen‹.

Bei aller Gleichheit unterscheiden wir uns aber alle von allen anderen Menschen in der Physiognomie, in der Psyche, unserem Charakter, unserem Selbstverständnis als Personen, in unserem Lebenslauf, usw., denn wir sind je einzeln die einzigartige Besonderheit, zu der wir uns individuell in unserer Ontogenese entwickelt haben, bzw. am Entwickeln sind. Wir sind alle – im Sinne des – Wortes einmalig, weil es jede/n von uns so noch nie gegeben hat und kein zweites Mal mehr geben wird. Wir sind ein ›Unikat‹, von anderen verschieden und grundsätzlich von anderen unterscheidbar.

Zudem sind alle unsere körperlichen Merkmale und psychischen Dispositionen nie eindeutig, ›entweder‹ oder ›schwarz‹ oder ›weiss‹, vielmehr bilden sie Spektra. Die je individuelle Persönlichkeit wird durch eine Vielzahl von Charakteristiken gebildet, die ihre Entstehung verschiedenartigen Ausgangslagen verdanken, etwa dem Spektrum an körperlichen und geistigen Fähigkeiten über die geographische Wohnlage bis zu den kulturellen Gewohnheiten, dem Geschlechterspektrum über die Möglichkeiten der Geschlechteridentitäten bis hin zur sexuellen Orientierung, dem Hautfarbenspektrum über die Ethnizität bzw. Nationalität bis hin zur sozialen Herkunft, dem Ausbildungsspektrum über die damit erlernbaren Berufe bis zum damit erzielbaren Einkommen, und vieles mehr. Und auch die – bei uns allen gleichen – bio-psycho-sozialen Bedürfnisse lassen sich nicht nur in einer einzigen, für alle gültigen Art stillen, sondern können innerhalb einer grossen Badbreite an Möglichkeiten befriedigt werden.

VIII

Eleonora hielt kurz inne, ohne die Finger von meinen Schläfen zu nehmen. Dann begann sie diese mit leichtem Druck und kreisenden Bewegungen zu massieren. Ich empfand das als sehr angenehm; in mir breitete sich wieder etwas mehr innere Ruhe aus. Allerdings wurde ich mir auch gewahr, dass mir irgendetwas Kopfschmerzen bereitete.

»Die Anerkennung der Gleichheit und der Respekt vor den Verschiedenheiten sind wichtige Prinzipien unserer Menschlichkeit und liegen in unserer Verantwortung.«

Vielleicht war es genau das, was mir Kopfzerbrechen verursachte. Die Charakteristik ›Gleichheit und Verschiedenheiten‹ ist nicht nur ein *empirischer*, sondern eben auch ein *moralischer* Fakt; damit tut sich aber noch einmal eine ganze andere Welt auf.

Zunächst erfordert die moralische Faktizität die Deklaration und Einhaltung von Prinzipien wie ›Akzeptanz‹, ›Wertschätzung‹, ›Egalität‹, ›Chancengerechtigkeit‹ und anderen mehr, denn bezogen auf unserer Verletzlichkeit sind wir ja eben auch alle gleich.

Dann spielt die Basis, worauf das moralische Gebot, nach Gleichheits- und Verschiedenheits-Prinzipien zu handeln, gründet, eine grosse Rolle: Die *Würde* aller Menschen, die durch das explizite oder implizite Vertrauen in den *Wert* jeder ›menschlichen Person‹ gesichert ist.

Mit diesem moralischen Wert ›Würde‹ verfügen wir Menschen über eine exzellente Möglichkeit, uns vor unserer prinzipiellen Verletzlichkeit bis zu einem gewissen Grad gegenseitig zu schützen. Wir nennen diese Möglichkeit ›Menschenwürde‹, und meinen damit das gegenseitige Versprechen, uns alle als menschliche Personen zu achten. Indem wir den Anspruch auf würdevolle Behandlung aller Menschen bekräftigen, sichern wir uns gemeinsam gegen unsere Verwundbarkeit ab, d.h. wir ›versichern‹ uns wechselseitig gegen unsere Verletzlichkeit.

IX

Doch die moralische Dimension unseres faktischen Menschseins, zu der viele weitere Aspekte gehören, wirft insgesamt noch eine ganze Menge anderer Fragen und Einsichten auf. Offenbar liess mir Eleonora Zeit, mich darin zurecht zu finden. Denn sie umfasste mit ihren ganzen Handflächen meinen Kopf an den Schläfen. Und ich konnte ihre Energie in mich fliessen spüren.

Am damals aktuellen Punkt meiner Existenz, wo ich meine Ohnmacht ›wach‹ erlebte, beschäftigte mich zum Beispiel die existenz-philosophische Frage nach der *Freiheit und Verantwortung*. Dabei ist ›Freiheit‹ aus der Optik des Menschseins weit umfassender zu verstehen, als es der liberale Begriff tut, der die Menschen aus herrschaftlicher Knechtschaft befreien wollte. Freiheit bedeutet vielmehr, im umfassendsten Sinne alle Handlungen frei zu entscheiden; und frei zu sein, solange wir handeln.

Mir gefiel der Gedanke schon immer, dass es niemand anderes, erst recht keine göttliche Instanz gibt, welche die Menschen – und damit die Menschheit – bestimmt und lenkt, und die deshalb für alles verantwortlich wäre. Seit je schon fand ich es eher ein ermächtigender Gedanke, dass wir Menschen es selbst sind, die unseren Zweck bestimmen und unsere Verhältnisse gestalten, auch wenn, oder vielleicht gerade, weil das bedeutet, dass wir in Bezug auf unsere freien Handlungsentscheidungen gleichzeitig auch im umfassendsten Sinne verantwortlich sind.

Aber nur so wird ›Freiheit‹ zum Beispiel zur Möglichkeit, ein Leben in gerechter Gemeinschaft zu führen, und ›Verantwortung‹ zur Verpflichtung, seine eigenen Verhältnisse und die der ›Nächsten‹ menschengerecht zu gestalten, womit dann ein Leben in gerechter Gesellschaft möglich wird. Freiheit und Verantwortung stellt also den Zusammenhang zwischen ›meiner eigenen Person in meiner konkreten Situation‹ und dem ›Eintreten für die Folgen meines eigenen Handelns‹ her. Auch jetzt.

Allerdings, selbst wenn wir für das Menschsein in verantwortlicher Freiheit auf uns alleine gestellt sind, wir wurden von unserer phylogenetischen Evolution dafür doch gut ausgerüstet, denn wir sind grundsätzlich in der Lage, auf unsere Wirklichkeit einen gewissen Einfluss zu nehmen, und wir verfügen über ausreichende Fähigkeiten, unsere Umgebung zu gestalten und sie in Gerechtigkeit und Solidarität auch für andere zu sichern. Andererseits – und darauf macht die Existenzphilosophie aufmerksam – bedeutet das in ›verantwortlicher Freiheit sein‹ auch, dass das Menschsein immer im Relativen steckt und stets im Werden begriffen ist.

»›Mensch-Sein‹ heisst ›Mensch-Werden‹. Es gilt den weit umfassenden Sinn dieser Erkenntnis zu verstehen.«

Der Gedanke, dass das Mensch-Sein immer prozesshaft ist, war mir schon länger vertraut. Aber offenbar hatte ich noch nicht genügend darüber nachgedacht. Zur Begleitung ihrer Rüge liess Eleonora ihre Hände behutsam gegen meinen Hals gleiten. Dort begann sie ihre Untersuchung der Halsschlagadern. Das war nun deutlich unangenehmer, als alles Vorherige. Zudem wurde ich mir nun doch selbst meines schwachen Pulses bewusst.

Also kramte ich – wohl etwas trotziger als gewollt – in meinem mentalen Archiv und wurde schnell fündig. Was ich fand, ist für das Überleben der Menschheit entweder ein Schlüssel oder ein Riegel.

Ich versuchte den Überblick zu behalten. Wenn das Menschsein existenzphilosophisch betrachtet geradezu durch ›Freiheit‹ bestimmt ist, genauer durch die innere Möglichkeit menschlicher Personen, sich zu sich selbst zu verhalten und die eigene Existenz zu gestalten, Menschen also ständig Entscheidungen zu treffen haben, und jede Entscheidung – zwar in der Kommunikation mit Anderen, aber letztlich doch – eine selbst zu treffende Wahl ist, dann ist diese Wahl – aufgrund des inneren Dialogs – stets unabhängig, relativ. Entsprechend muss jede Person für ihr Handeln Verantwortung übernehmen.

Und erst recht, wenn mein Menschsein, also das Sein des bewussten Ichs und meiner umfassenderen Persönlichkeit, zur Existenz als ›*Möglichkeit* der Freiheit‹ wird, die stets und unumgebar auf Andere gerichtet ist, als stets neuer Entwurf zum Zusammenleben und zur Mitmenschlichkeit, als eine Voraussetzung für die nächsten Generationen, dann ist in diesem werdenden Menschsein, die Existenz die Verpflichtung zur Verantwortung.

»Menschwerden heisst Verantwortung übernehmen. Das Motiv ist Freiheit. Im verantwortungsvollen Werden liegt die Chance, sein Selbst zu formen.«

Der Druck um meinen Hals wurde mir langsam zu viel. Mein Selbst jetzt noch zu formen, schien mir aussichtslos. Meine Batterien waren nun leer. Ich war dem Scheitern nahe.

Doch für die Menschheit besteht – in der Möglichkeit des steten Neubeginns – die Chance zu überleben, wenn auch ihr stets die Gefahr des Scheiterns droht.

Doch: Noch ist nicht die Zeit, weder fürs Sterben noch fürs Aussterben, rief mir ein innerer Imperativ zu. In meinem Kopf drehte sich ein Karussell.

Gleichwohl – ich versuchte mich zu konzentrieren: Weil wir Menschen nicht von Vorbestimmten gelenkt und deshalb zur Freiheit befähigt sind, sind wir auch zum Missbrauch unserer Möglichkeiten, zur Selbstüberschätzung und zum Bösen fähig. Und Menschen sind zur ungeheuren Brutalität und bestialischer Grausamkeit gegenüber anderen Menschen fähig. Und die Verursacher nehmen ihre Verantwortung in der Regel nicht einmal wahr, sondern schieben sie auf die nächste Generation ab. Also das pure Gegenteil vom Menschsein als Möglichkeit der Freiheit und Verpflichtung zur Verantwortung.

Dann erinnerte ich mich: Wenn die ›personale Verantwortung‹ versagt, dann bedarf es zwingend einer ›gemeinschaftlichen Verantwortung‹. Sie schützt die Grundlage einer selbstbestimmten Existenz, nämlich die Leiblichkeit, Lebendigkeit und verkörperte Freiheit. Genau diese aber zeigt uns auch die Ausweglosigkeit, ein Scheitern und letztlich unser Sterben zu verhindern.

Mit einem Mal wurde mir klar, was von mir in der momentanen Situation des eigenen Sterbeprozesses gefordert ist: Nur, in dem ich diese Unausweichlichkeit annehme, kann ich zu meiner eigentlichen Existenz finden! Mir bot sich nun also eine Chance.

Ob das auch für die ganze Menschheit gilt? fragte ich beinahe schon resignierend, bekam aber nur eine kryptische Antwort.

»Unsere Endlichkeit ist nicht *die* Bedingung des Menschseins. Wir Menschen sind vielmehr fähige Wesen zu Freiheit und zur Verwirklichung des Möglichen, wofür wir die Verantwortung tragen.«

Ich tat wohl einen tiefen Seufzer: Jetzt muss dann doch bald einmal Schluss sein. Und als ob ich erhört worden wäre, stand ich unvermittelt vor der ›Himmelstür-Frage‹: Hast du denn dein ›Werden‹ und ›das Unerreichbare‹ genügend im Blick behalten, um das in deiner Endlichkeit Mögliche sehen und verwirklichen zu können?

Und das, was man vielleicht als aufkommende Todesangst hätte verstehen können, war nun bei genauem Hinsehen lediglich die Ungewissheit, ob ich meiner Verantwortung genügend gerecht geworden bin.

Mir war nun komplett schwindlig. Eleonora löste langsam ihre Hände von meinem Hals. Dann hob sie meinen Kopf und bettete ihn sorgfältig auf die blosse Erde. Ich lag nun wieder in der ursprünglichen Position auf dem Boden. Eleonora erhob sich vollständig und machte sich an ihren mitgebrachten Arzneien zu schaffen. Offenbar mixte sie irgendetwas zusammen, deren Rezept sie aus ihrer Analyse meines Zustandes herleitete.

Erneut so kraft- und hilflos da zu liegen, führte mir abermals die prinzipielle Abhängigkeit von anderen Menschen unmittelbar vor Augen. Wie am Anfang meines Lebens, so nun also auch das Ende, sann ich nach. Angesichts unseres grundsätzlichen aufeinander angewiesen seins, ist es verständlich – in hilflosen und prekären Situationen sowieso –, wenn Menschen Gefühle des Alleinseins entwickeln. Solche Gefühle sind existenzbedrohlich und grausam. Denn das in Gesellschaft-sein ist ein zentrales Wesensmerkmal der Menschen; es nicht zu sein, entmenschlicht uns. Die Eigenschaft und Fähigkeit, soziale Beziehungen einzugehen und Gruppen zu bilden, die wir ›Sozialität‹ nennen, macht unser Menschsein aus.

»Mensch-Sein ist Mensch-in-Gemeinschaft oder gar nicht. Ohne ›Solidarität‹ gäbe es keine Menschheit.«

Diese Nuance liess mich aufhorchen, und ich bekam den Eindruck, als sei Eleonora dieser Einschub ganz besonders wichtig. Denn es war mehr als eine Nuance, wenn sie dem Begriff ›Sozialität‹ den Begriff ›Solidarität‹ beifügt. Bemerkenswert war auch, dass sie von ›Gemeinschaft‹ und nicht von ›Gesellschaft‹ sprach. Offenbar sah sie die *Gemeinschaft* als ein soziales Zusammenleben, wie es der Natur der Menschen entspricht, und aus der eine *natürliche* Solidarität hervorgeht. Die *Gesellschaft* wäre dann ein absichtsvolles und interessegeleitetes in Beziehung treten, das von rationaler Zweckorientierung und formalen Regeln geprägt und somit eine kulturelle Leistung ist, die im besten Fall eine *faktische* Solidarität sicherstellt. Offensichtlich sind für Eleonora das natürliche Menschsein und das menschliche Zusammenleben, aus dem Solidarität – für die auch die Gemeinschaft Verantwortung trägt – hervorgeht, hoch bedeutsam.

Was mich betraf, schien mir, so auf dem Boden liegend, als würde mein Körper langsam an Bedeutung verlieren. Aber auch das Denken wollte mir nicht mehr recht gelingen, meine Gedankengänge verlangsamten sich zusehends und meine Denkkollagen fügten sich nicht mehr so recht zusammen. Aber ich wollte – ja ich musste – da jetzt unbedingt dranbleiben. Also gab ich mir trotz allem die Aufgabe, über ›Solidarität als Wert‹ nachzudenken. Und Eleonora half mir weiter:

»Solidarität ist eine soziale Tatsache, kein Gefühl.«

Diese – als sozialer Fakt – verstandene Solidarität stellt unsere Standardwahrnehmung von Solidarität in Frage. Mit Blick auf eine ›soziale Defacto-Solidarität‹ sind die tiefen Solidaritäts-Gefühle mit Menschen, mit denen wir besonders verbunden sind, in erster Linie eben Gefühle, keine Solidarität; vielleicht eher Liebe, Freundschaft, Sympathie, oder Empfindungen von Vertrautheit und Verbundenheit oder wie auch immer. Tatsächliche Solidarität dagegen ist keine Emotion und kein Gefühl, sondern eben eine ›soziale Tatsache‹. Ihr geht es in der gegenseitigen Abhängigkeit um die *konkrete* Verbundenheit, um die *Gestaltung* der realen Interaktions- und Positions-Strukturen.

So gesehen ist jede Gemeinschaft, letztlich Gesellschaft per se immer schon solidarisch, denn sie sind die Orte, wo diese Abhängigkeit *praktisch* vollzogen wird. Die Frage ist lediglich, in welcher Qualität.

Und mit letzter Kraft erkannte ich: Die moralische und soziale Antwort auf die unumgehbare wechselseitige Angewiesenheit aller Menschen aufeinander ist die Solidarität, nicht als Gefühl, sondern als klar entschlossene Einstellung, sich beständig für das Gemeinwohl einzusetzen. Und das heisst: Das Wohl aller *und* einer jeden Person zu fördern, weil wir dafür verantwortlich sind.

Das konkrete Wissen dieser Solidarität ›der Abhängigkeit wegen‹ ist somit keine *moralisch präskriptive* – also vorschreibende – Verantwortung, sondern eine (wissenschaftlich) *sozial deskriptive*: Solidarität beschreibt eine soziale Notwendigkeit, keine moralische Norm.

Ich dachte noch: Das tönt ganz schön nach Überforderung. Meine Erschöpfung war total und ich wollte meine Denk-Strategie nun endgültig aufgeben. Offensichtlich aber dachte Eleonora nicht ans Aufgeben:

»Wenn du dich der Solidarität bewusst stellst, wirst du Handlungsperspektiven finden, mit denen du angemessen auf die Bedingtheit des Mensch-in-Gemeinschaft reagieren kannst.«

XI

Klar finden wir so zu Handlungsmöglichkeiten. Dazu müssen wir allerdings – wandte ich ein – auch die Bereitschaft aufbringen, uns als ›moralische Person‹, als nach moralischen Prinzipien handelnde Person, zu verstehen, die das ethische Handeln und die Anerkennung der Würde aller Menschen praktiziert und insbesondere auf unfaire Strategien auf Kosten anderer verzichtet. Als moralische Person zu agieren – etwas, das wir sowieso grundsätzlich tun sollten –, ist dann eine Tätigkeit zur gegenseitigen Hilfe und Unterstützung, die aus der Verantwortung für andere entspringt. So gesehen ist Solidarität ein Handeln, das ein ethisch-politisches Prinzip verwirklicht.

Der Gedanke eines ›ethisch-politischen Prinzips‹ stand wie das helle, weisse Licht am Ende des Tunnels. Und ich dachte: Wir sollten dieses Prinzip zum Ausgangspunkt jeder gesellschaftlichen Selbstverständigung machen; nicht wie heute üblich, das Individuum mit seinen Rechten und Pflichten. Denn das Faktum ›Solidarität‹ ist der Schlüssel zur Analyse der Vitalität jeder Gemeinschaft.

In einer ›solidaristischen‹ Optik eines ›ethisch-politischen Prinzips‹ sind Menschenwürde, Gerechtigkeit, Menschenrechte kulturelle Leistungen, also Produkte gesellschaftlicher Entwicklung, historischer Erfahrungen und sozialer Lern- und Reflexionsprozesse. Damit hängt die *inhaltliche Qualität* dieser Werte entscheidend von den aktuell moralischen Überzeugungen der Menschen ab und davon, wie ihre Gesellschaft sich zu diesen Werten positioniert. Und weil das so ist, sollten wir diese Werte spätestens dann systematisch in Frage stellen, wenn sie das Überleben der Menschheit betreffen. Und das heisst: Moralische Personen, die dem ›ethisch-politischen Prinzip‹ folgen, müssen gegebenenfalls gar die Menschenrechte kritisch betrachten und neue Lösungen suchen, aktuell z.B. für das Menschenrecht auf Besitz.

Natürlich war auch mir klar: Weder unbeschränkter Privatbesitz noch soziale Ungleichheit sind in absehbarer Zeit aus der Welt zu schaffen. Aber wir können uns in der Solidarität als Ichs zu einem Wir verbünden, das uns ein kreativ machtvolles Potential verleiht, sich gegen die Entwertung der Humanität zu stellen und Lösungen zur Beseitigung sozialer Ungleichheit zu finden.

In der real komplexen Gegenwart kommt alles auf eine demokratisch-diskursive Bearbeitung der sozialen defacto-Solidaritäten an. Denn erst durch die bewusste wirtschafts- und sozialpolitische Gestaltung dieser Solidaritäten namens sozialer Gerechtigkeit können dann die menschenrechtlichen Prinzipien politisch gerecht, klug und nachhaltig umgesetzt werden.

Ich stockte abrupt. Es schien mir mit einem Mal lange her, dass sich Eleonora letztmals in meine Gedankengänge eingemischt hatte. Und ich realisierte, wie meine Lebensenergie rapide erlosch. Ich konnte nicht mehr. Es herrschte Stille in meinem Kopf.

Eleonora setzte sich erneut hinter meinen Kopf auf ihre Fersen, hob ihn und meine Schultern auf ihre Oberschenkel. Dann träufelte sie mir eine extrem bittere Tinktur in meinen Mund. Mein Körper reagierte schockartig. Mir wurde ganz kalt.

Eleonora deckte mich mit ihrem Übermantel zu und legte ihre rechte Hand auf die Gegend meines Zwerchfells und ihre linke auf die meines Herzens.

Nach einem kurzen Moment der Stille sprach sie einen Art Segenswunsch:

» vive in responsabilitate ad vitam «

Irgendwann schlief mein Bewusstsein erneut ein.

In aller Morgenfrühe fanden mich zwei Angestellte der Bergbahn, die mich sanft wachrüttelten und fragten, ob ich wisse, was mit mir los sei. Sie organisierten eine Trage und brachten mich zum nah gelegenen Gasthaus. Per Funkt boten sie den ausgebildeten und autorisierten Notfall-Sanitäter auf, der dort stationiert war. Dieser nahm mich in Empfang und gab mir als erstes über eine Maske Sauerstoff. Dann befestigte er Elektroden an meinem Brustkorb und schloss diese an ein – aus heutiger Sicht unhandlich grosses – koffertartiges Gerät mit kleinem Monitor an, womit er die Herztätigkeiten überwachen und analysieren konnte. Er mass die Sauerstoffsättigung und den Blutdruck; er legte einen Venenzugang, über den er mir Medikamenten verabreichte, kurz: ich wurde in schulmedizinischer Manier versorgt.

Nach dieser Erstversorgung wurde ich mit dem ersten Unterhaltskurs der Bergbahn zur Talstation und von dort in eine klinische Praxis gebracht. Die weiteren Untersuchungen wiesen eine akute Insuffizienz des Herzens bei normaler Durchblutung nach; und im Blutbild wurden erhöhte Troponin-Werte festgestellt. Die Diagnose lautete auf einen halbwegs überstandenen Herzinfarkt. Und in der Prognose wurde das Risiko für ein unmittelbar bevorstehendes weiteres Ereignis als relativ gering eingestuft, falls ich in nächster Zeit auf körperliche Höchstleistungen verzichte. Trotzdem wollten sie mich zur Beobachtung ins Spital bringen. Sie informierten mich, man könne dort konkret zwar nichts tun, man würde mich aber beobachten und falls wieder ein Ereignis eintreten sollte, was wie gesagt momentan eher unwahrscheinlich sei, könnte man schneller eingreifen. Ich lehnte eine Spitaleinweisung auf eigene Verantwortung ab. Daraufhin wurde ich für eine systematische Untersuchung und Therapie mit einer Überweisung an eine kardiologische Klinik nach Hause geschickt.

An die Heimreise mit dem Zug – eine Strecke die ich immer liebte und genoss – habe ich keine Erinnerungen mehr. Ich war wohl einfach nur müde und döste vor mich hin; allerdings immer wieder unterbrochen von Eleonoras Segenswunsch:

»Lebe in Verantwortung für das Leben.«

*) Ich danke Zoia T. für die wertvollen Hinweise aufgrund ihrer sorgfältigen Durchsicht dieser Erzählung.

Luzern, 10. Dezember 2025/UN-Tag der Menschenrechte/bs

Beat Schmocker
Sozialarbeiter und Sozialarbeitswissenschaftler
Professor em. für Theorie und Ethik Sozialer Arbeit

Libellenrain 23
6004 Luzern
0041(0)41 420 91 45
tell-me@beat-schmocker.ch
www.beat-schmocker.ch